Clubs als Orte der Innovation und Transformation?

Die Räume der Nacht öffnen die Türen zu Utopien, zum Imaginieren einer anderen Zukunft. Doch wissen wir empirisch nach wie vor vergleichsweise wenig darüber, welche Qualitäten Räume haben sollten, um Kreativität und Innovation zu befördern. Was braucht es, um die sogenannte Serendipität, also das vermeintlich zufällige Aufeinandertreffen von Menschen, Ideen, Perspektiven und Wissensbeständen, wahrscheinlich werden zu lassen. Und sind nicht gerade Clubs und Livemusikspielstätten ideale Orte dieser Serendipität? Sollten diese nachtkulturellen Räume nicht viel stärker im öffentlichen, wissenschaftlichen und politischen Diskurs unter dem Blickwinkel der Kreativität und der (sozialen) Innovation betrachtet werden? Was ändert sich, wenn wir Clubs und Livemusikspielstätten auch verstärkt mit dieser Brille betrachten?

Der folgende Auszug des Gesprächs fand am 13. Juni 2026 als Koproduktion der NØK – International Nighttime Economy Conference Mannheim im Rahmen des About Pop Festivals in Stuttgart statt.

Matthias Rauch: Wir sprechen auf der About Pop in Stuttgart auf Friedas Pier über Clubs als Orte der Innovation. Oft heißt es: *„Nachts um vier hat man die besseren Ideen als morgens um zehn im Büro."* Doch stimmt das wirklich? Welche Qualität besitzen Clubräume für Innovation und Transformation? Und was passiert, wenn wir Clubs nicht nur als Orte des Feierns, sondern als Innovations- und Transformationsräume betrachten? Welche Konsequenzen hätte das für ihre Gestaltung, ihre Kuratierung und ihre Förderung?

Lorenz Rommelspacher: Ich glaube nicht, dass man nachts automatisch bessere Ideen hat. Entscheidend sind vielmehr die Räume, in denen wir denken. Die Musikwissenschaftlerin Anne Holzmüller beschreibt Immersion als einen alternativen Erfahrungsraum. Diesen Gedanken kann man auf alternative Denkräume übertragen. Ein Ort wie Fridas Pier unterscheidet sich grundlegend von einem Großraumbüro. Solche Räume eröffnen andere Perspektiven und fördern Kreativität, weil sie uns aus der Normerfahrung herausholen.

Matthias Rauch: Wenn wir Clubs nicht nur als Orte des Freiheitsgefühls, sondern als Innovationsorte oder sogar als Innovation Hubs verstehen – was verändert dieser Perspektivwechsel?

Bastian Lange: Spannend ist zunächst, dass Clubs als alternative Räume tatsächlich etwas mit uns machen. Die Nacht reduziert zwar Sichtbarkeit, eröffnet aber zugleich neue Perspektiven. Im Unterschied zu den Routinen des Tages entsteht eine Art Weitwinkelblick: Wir nehmen Dinge anders als alltäglich wahr. Hinzu kommt die Erfahrung informeller Situationen jenseits einer stark formalisierten Alltagswelt. Ähnlich wie im Urlaub verlassen wir gewohnte Konventionen

und geraten in Übergangssituationen – eine Form von Liminalität –, die neue Erfahrungen ermöglichen.

Ebenso wichtig ist die soziale Dimension. In Clubs entstehen neue Verbindungen, soziale Energie sowie Formen von Zusammenhalt und Teilhabe. Innovation ist für mich dabei weniger das eigentliche Ziel als ein mögliches Ergebnis solcher Situationen. Anders als im Büro entsteht in der Nacht kein unmittelbarer Erwartungsdruck, produktiv sein zu müssen. Gerade diese Offenheit verändert, was zwischen Menschen entstehen kann.

Matthias Rauch: Marie, du hast dich mit den Qualitäten von Orten beschäftigt. Was macht Räume offen, inklusiv und vielfältig – nachts, aber auch darüber hinaus?

Marie Sudholt: In meiner Arbeit habe ich Clubräume unter dem Aspekt ihrer Raumqualitäten untersucht. Dabei bin ich immer wieder auf das Konzept der Liminalität gestoßen: Räume, die informelle Verhaltensweisen ermöglichen. Entscheidend ist, welche Aktivitäten sie zulassen. Gute Clubs zeichnen sich nicht nur durch Musik und Tanz aus, sondern dadurch, dass sie eine größere Bandbreite an Nutzungen ermöglichen. Je vielfältiger die Aktivitäten, desto eher können sich unterschiedliche Menschen wohlfühlen und miteinander in Kontakt treten. Dafür müssen Räume Grundbedürfnisse erfüllen. Es braucht nicht nur eine Tanzfläche oder eine Bar, sondern auch Aufenthaltsorte zum Sitzen, Ausruhen und Kommunizieren. Entscheidend ist dabei die Gestaltung: flexible Sitzmöglichkeiten, unterschiedliche Aufenthaltsbereiche und Bewegungsfreiheit. So entstehen zufällige Begegnungen und Gespräche. Kleine spielerische Elemente oder alltägliche Orte – etwa ein Wasserspender – können zusätzliche Anlässe für Interaktion schaffen.

Matthias Rauch: Das heißt: Durchlässigkeit, Multifunktionalität und Kommunikation werden zu zentralen Qualitäten. Clubs sind nicht nur Orte zum Tanzen, sondern auch Räume der Inspiration, des Austauschs und einer besonderen sozialen Energie. Viele dieser Eigenschaften gelten zugleich als Voraussetzungen für Innovation. Ivana, spielt das in eurer Arbeit ebenfalls eine Rolle?

Ivana Stelling: Ja. Für erfolgreiche Räume braucht es aus meiner Sicht zwei Dinge: eine gute räumliche Gestaltung und eine überzeugende Erfahrung. Architektur sollte so funktionieren, dass Menschen sich intuitiv orientieren und sicher fühlen. Erst dann entsteht die Freiheit, kreativ zu sein. Ebenso wichtig ist die Infrastruktur im Hintergrund. Wir investieren nicht in Clubs selbst, sondern in die Systeme, die Veranstaltungen ermöglichen und verbessern. Der Markt ist heute stark fragmentiert; viele Prozesse sind unnötig kompliziert. Unsere Perspektive ist deshalb: Wie können Clubs organisatorisch so unterstützt werden, dass sich Betreibende auf Community, Programm und Atmosphäre konzentrieren können? Deshalb investieren wir beispielsweise in Ticketing- oder Veranstaltungsplattformen statt in einzelne Events. Ein weiterer Schwerpunkt ist Discovery – also die Frage, wie Menschen neue Orte, Musik und kulturelle Angebote finden. Algorithmen allein reichen dafür nicht aus. Wir beobachten vielmehr eine wachsende Sehnsucht nach realen Begegnungen. Community wird zunehmend wichtiger als bloßer Content. Infrastruktur sollte deshalb vor allem dazu beitragen, Menschen offline zusammenzubringen.

Lorenz Rommelspacher: Genau hier sehe ich einen wichtigen Spannungspunkt. Clubs sollten Orte bleiben, an denen man nicht produktiv sein muss. Ich gehe dorthin, um einen Moment des Eskapismus zu erleben. Daraus können neue Ideen entstehen – sie müssen es aber nicht. Deshalb halte ich es für problematisch, Clubs oder Festivals so zu kuratieren, dass am Ende zwingend Innovation herauskommen soll.

Matthias Rauch: Das heißt, wir sollten nicht sofort einer Verwertungslogik folgen, nach der jede Nacht ein messbares Ergebnis liefern muss.

Lorenz Rommelspacher: Genau. Sonst reproduzieren wir denselben Leistungsdruck wie tagsüber. Die besondere Qualität von Clubs liegt gerade darin, dass dieser Druck fehlt.

Bastian Lange: Ich beobachte eine wachsende Sehnsucht nach Orten, an denen Menschen jenseits von Plattformen, Algorithmen und permanenter Optimierung zusammenkommen können – besonders bei jüngeren Generationen. Das wirft zugleich Fragen nach tragfähigen Geschäftsmodellen auf. Was passiert, wenn gerade die Abgrenzung von Kommerzialisierung den eigentlichen Wert eines Ortes ausmacht? Darin liegt für mich auch eine politische Dimension der Clubs. Nachtkultur bedeutet nicht nur Unterhaltung oder Eskapismus. Eskapismus kann selbst Ausdruck von Selbstbestimmung sein. Wenn Clubs Räume schaffen, in denen Menschen sich zeitweise der Logik von Tracking, Optimierung und permanenter Verfügbarkeit entziehen können, werden sie zu politischen Räumen.

Ivana Stelling: Darin liegt tatsächlich ein Paradox. Kreativität braucht emotionale Freiheit, gleichzeitig benötigt Nachtkultur Infrastruktur – und diese kostet Geld. Es geht deshalb nicht darum, alles zu kommerzialisieren, sondern tragfähige Strukturen zu schaffen, damit solche Freiräume überhaupt bestehen können.

Matthias Rauch: Warum werden Clubs bislang kaum als Transformationsorte wahrgenommen? Wie können sie nicht nur als Orte wirtschaftlicher Verwertung ansprechen, sondern als Räume, in denen Gemeinschaft, neue Perspektiven und gesellschaftlicher Wandel entstehen können, bewertet werden.

Marie Sudholt: Ich sehe den Innovationsbegriff etwas kritischer. Clubs sollten zunächst als Aufenthalts- und Begegnungsräume verstanden werden. Ihr größtes Potenzial liegt darin, Menschen zusammenzubringen. Politik könnte diese Qualitäten stärker anerkennen und Clubs nicht ausschließlich als Orte des Nachtlebens betrachten, sondern auch als kulturelle Infrastruktur für Austausch und Gemeinschaft. Gleichzeitig braucht Clubkultur Kontinuität. Menschen müssen sich mit einem Ort identifizieren und ihn als sicheren sozialen Bezugspunkt erleben können. Genau diese langfristige Verankerung entscheidet häufig darüber, ob Clubs dauerhaft bestehen und ihr gesellschaftliches Potenzial entfalten.